

Frau Menga [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Esther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Fasching. Von Ernst Kurt Bär.

Durch die kalte Winternacht
Geht ein heimlich Raunen;
Toller Flirt und bunte Pracht
Schmeicheln Eros Launen.
Lichterglanz!
Spiel und Tanz!
Dunkle Augen blitzen.
Junges Blut,
heisse Glut,
Lärm und Bockbierrützen.

Hier ein Flüstern, dort ein Scherz,
Dort ein süßes Girren.
Drüben ein geknicktes Herz
In des Trubels Wirren.
Ueberall
Karneval!
Pierrot und Pierrette
Atmen heiss,
Jubeln leis,
Tollen um die Wette.

Demaskierung! — Nun gib acht!
— Wer ist deine Schöne? —
Horch! — Ihr Plappermäulchen lacht
Silberhelle Töne!
Voller Neid
Flieht die Zeit.
Ach! — Schon heisst es: scheiden!
Draussen Schnee,
Liebesweh,
Lachen, lieben, leiden!

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

6

„Grüß Gott, Fortunat!“ Sie hielt seine Hand mit ihren beiden Händen.

Er beugte sich knabenhaft zum flüchtigen Kuß zu ihr und wandte sich von ihren traurigen Augen weg, den Rudersack abzulegen.

„Es wäre sicher nicht nötig gewesen zu kommen. Du siehst —“

„Ich konnte aber gut fort und zog gern einmal aus der Stadt — und Grüße von Ellen.“

„Danke, geht's ihr gut?“

„Sie wäre auch gern gekommen, aber —“

„Was denkst auch, ich bin ja so gut versorgt mit Barla Katrina, und Frau Brida sieht oft nach mir und wollte bei mir bleiben.“

Er rückte ein Bild an der Wand zurecht: im schmalen Goldrahmen der Vater als Egmont in spanischer Rittertracht.

„Seit wann hängt das hier?“ fragte er. „Das habe ich nie mehr gesehen, seit —“

„Seit der Vater krank war. Es lag seither in einem Buch. Aber jetzt — ich hab's gern hier. Es ist so hell und glücklich.“

Barla Katrina holte ihn zum Essen, „und die obere Gaststube ist für euch gerichtet.“

„Die obere Gaststube?“ Klang es halb empört, halb enttäuscht zurück.

Frau Menga hörte draussen ein Treppauf und =ab und Fortunats eifriges gedämpftes Reden, bis er die Türe öffnete: „Mutter, ich schlafe in meinem Zimmer, und ich wache dir diese Nacht. Barla Katrina wird schön hinaufspediert, wenn wir sie brauchen, kann ich sie immer noch rufen.“

Er war schon wieder fort, und Frau Menga konnte nichts mehr einwenden. Sein Zimmer nebenan war ja immer bereit gestanden. Stillschweigend hatte die alte Magd Frau Mengas Gewohnheit weiter geführt.

Nachdem Barla Katrina für jedes mögliche Bedürfnis während der Nacht vorgesorgt, ausführliche Anweisungen und Ermahnungen zur Ruhe erteilt und sich endlich zurückgezogen hatte, stand Fortunat neben dem Bett der Mutter, richtete die Tassen und Fläschchen auf dem Nachttisch gerade aus, prüfte das Nachtlicht:

„So ist's wohl besser, wir folgen der Alten, und gelt, du ruffst mich, Mutter?“

„Schlaf nur, Lieber“, sagte sie, „ich brauche nichts.“

„Nur wenn du mir versprichst, mich zu rufen, sonst bleibe ich wach.“

„Das fehlte noch. Nein, sicher, ich rufe dich, wenn ich etwas brauche. Schlaf wohl, Lieber, und Dank, Dank, daß du gekommen bist.“

„Ich bin doch gern gekommen. Schlaf wohl, Mutter“, und stand noch immer zögernd.

„Wie der Rhein rauscht, so stark; ich meine, so stark hätte ich ihn noch nie gehört.“

Sie lächelte: „Das sagtest du immer, wenn du heimkamst, schon als Bub. Gute Nacht, mein Bub.“

„Stört er dich nicht, Mutter, der Rhein da unten?“

„Nein, ich hab ihn gern.“

„Ich auch. Gute Nacht.“

Seine behutsam leisen Bewegungen drangen wie eine liebe Beruhigung durch die halb offene Tür. „Aber gelt, du gehst richtig zu Bett und schläfst?“ strengte sie ihre Stimme an.

„Ja, sei nur ruhig, Mutter.“ Er löschte das Licht und legte sich hin.

Frau Menga lag unbeweglich mit gefalteten Händen, lauschte hinüber auf die Atemzüge des Sohnes, immer wieder, immer wieder, und langsam durchströmte sie mit neuer Lebenswärme das fast unwirkliche und doch wirkliche Glück, daß da drüben ihr Kind schlief, das sie nur zu rufen brauchte.

Lange, lange lauschte sie. Oft übertönte das Rauschen des Rheins das Atmen nebenan, als ob mit gewaltiger Wucht die Fluten der Bergheimat entstürzten, mit unbändigem Ungektüm dem großen, wilden. Schicksal entgegen. Dann beruhigten sich die Ströme tief unten im Tal, und das Atmen nebenan fügte sich ihrem Rhythmus hörbar ein, bis neue Wogen tosender den Atem überbrausten.

Frau Menga hatte einst mit dem Sohn hoch oben gestanden, wo der Rhein von der Quelle zur ersten Talstufe stürzt, im Vorgefühl seiner jungen Kraft, seiner großen Zukunft. Wie eine Offenbarung war es ihr gewesen. Mit der Kraft seiner Heimat, mit ihrem Besten, Stärksten, sollte ihr Sohn von hier ausgehen, einer großen Zukunft entgegen, für seine Heimat, für die Schweiz, für die Welt vielleicht.

Vermessene, törichte Mutter! So schalt sie sich und lauschte doch mit klopfendem Herzen dem Geheimnis des ewigen Rhythmus aus der Tiefe, bis er ihr Bewußtsein niederzwang.

Im Schlummer stand sie wieder, den Sohn an der Hand, hoch oben am jungen Rhein; von drüben streckte Ellen, von ihren Eltern zurückgehalten, beide Arme zu ihnen hinüber. Der Rhein überbrauste ihr Rufen. Fortunat riß an der Mutter Hand, sich zu lösen, sie sah Ellens schmerzverzerrtes Gesicht, hielt den Sohn fest und fester, stöhnend in versagender Kraft.

Sie erwachte. Fortunat war schon an ihrem Bett und beugte sich über sie: „Mutter, was ist?“

„Geträumt, schwer geträumt“, schüttelte sie den Alp ab.

Von seiner Hand gestützt, die er unters Kissen schob, richtete sie sich auf, seufzte tief, trank in kleinen Schlücken den Tee, den er ihr reichte, und lag nun halb in seinem Arm.

„Vom Rhein träumte ich, vom Thomasee, weißt, wo wir zusammen waren, weißt du noch?“

Er nickte. Ihm war aus dem Rauschen die gleiche Erinnerung gestiegen. Er hob den Arm höher, sie besser zu betten, da wurde ihr bewußt, daß sie sich von ihm halten ließ wie ein kleines Kind, schob seinen Arm sacht beiseite und legte sich in die Kissen zurück.

„Mutter“, sagte er im Bann der Erinnerung, „da zeigst du mir den jungen Rhein.“

Mächtig rauschte er empor in ihr Schweigen.

„Weißt, Mutter, wenn du gesund bist“, begann er zögernd — aber dann durchbrach's alle Hemmungen, „dann wandern wir wieder der Oberalp zu, du und ich, wir zwei ganz allein. Stolz war ich damals, ich kleiner Knirps, ganz geschwollen vor Stolz, so allein mit der Mutter zu ziehen. Ich fühlte mich als deinen Beschützer, wenn du schon keinen brauchtest. Und als ich das Feuer zum Lodern brachte für unsere Hüttenmahlzeit, war ich überglücklich; ich meinte, meine Wünsche müßten den Schnee herbeizwingen, der uns festhielt, uns zwei dort oben, daß ich nicht hinunter müßte in die Schule, und niemand könnte zu uns kommen.“

Weiter und weiter ging er den glücklichen alten Weg und fand kein Ende.

Frau Menga aber hörte und hörte — und hörte aus allem nur eines: daß ihr Sohn ihr sein Herz erschloß, daß er wieder ihr gehörte, ihr. „Wir zwei ganz allein, und niemand könnte zu uns kommen.“

Ihr heftiges Atmen brachte ihn jäh in die Wirklichkeit zurück: „Du Arme, sollst ja Ruhe haben, und ich — bist müde?“

„Nein, nein, nicht müde, erzähl doch, Lieber, erzähl mir!“

Ein Schatten glitt über sein Gesicht. Erzählen? Die Vergangenheit hatte er beschworen, um sich vor der Gegenwart zu flüchten, aus der er nicht erzählen wollte und konnte. Die Vergangenheit hatte ihnen gemeinsam gehört und darum, so schien es ihm jetzt, ihm ganz besonders; in seiner Gegenwart war für die Mutter kein Platz, für alles nicht, was ihn hier mit starken alten Forderungen bedrängte, für ihn selber nicht mehr.

Auch ihr wurde schmerzlich bewußt, wie sie vergebens sich hatten über die Wirklichkeit hinwegtäuschen wollen. Behutsam strich sie über sein Haar. Sie schwiegen beide. So vielen hatte sie helfen können, nur ihm nicht. Und sie wußte plötzlich, daß er nicht glücklich war, spürte, wie es in ihm rang und wühlte. Armer Bub!

Da war es, als ob eine jähe Hand ihr ins Tiefste griffe und alle entwindenden Kräfte zusammenraffte, schmerzhaft gewaltsam. Wenn ihr Sohn nicht glücklich war, dann brauchte er sie. Das riß sie ins Leben zurück.

Sie richtete sich auf: „Wie lange kannst du hier bleiben, Fortunat?“

„Kannst?“ Klang es hart und bitter, „doch hoffentlich so lange ich will.“

Frau Menga erschraf. So schlimm stand es, viel schlimmer, als ihre schlimmsten Ahnungen ihr ausgemalt?

In Fortunat tobte der Aufruhr. Hier, wo aus jedem Zimmer, jedem Bild und machtvoll aus der Mutter Augen, aus jedem ihrer verhaltenen Worte die Vergangenheit ihre Ansprüche an ihn geltend machte, wo auch seine älteste und eigenste Zukunftshoffnung ihn wieder in Bann zog, hier fühlte er deutlicher als je, wie seine jetzige Stellung seinem Wesen widersprach. Alles, was hier Wert hatte, wahren Wert, errungenen, erkämpften, persönlichen, der nicht zu kaufen war, das hatte dort keinen. Dort galt Geld, Geld. — Ihre ganze Kultur war mit Geld zu haben. Vor seinen

Schwiegereltern galt nur, wer Geld verdiente, und er hatte sich dieser Anschauung unterjocht, war ein Glied geworden in ihrer Kette, nein, eine Zahl in ihrer wohlaufergestellten Rechnung und bezog Wert und Inhalt durch sie — er, der frei sein konnte, schaffen wollte von innen heraus, andere Werte, menschliche. Das Geld machte hart, schlecht, auch ihn.

Stärker als auf dem Weg den Berg hinauf, brannte ihn hier am Bett der stillen Mutter das Schuldgefühl.

O, er wollte es nicht ausdenken, all das Häßliche, Demütigende. Es fuhr ihm durch den Sinn, wie er sich fast des Besuchs eines Schulkameraden aus dem Dorf geschämt, fast, dann hatte sich sein Gefühl empört, und er hatte vor dem Schlichten den leeren Brunk seines Heims verwünscht. Dann die Demütigungen im Geschäft, des Schwiegervaters mitleidiges Lächeln bei seinen Bedenken gegen alle Unwahrheiten.

Ein Gedanke überrannte den andern, Unausgedachtes, lang Unterdrücktes drängte empor ans Licht, das eine Wort der Mutter hatte die letzten Schranken niedergerissen.

„Mutter“, fragte er unvermittelt in die Stille hinein, „ist das Amt schon besetzt, endgültig besetzt, von dem du damals schriebst, und Tante Brides Haus, unser Haus?“

Ihr stand fast das Herz still. Da kam es, worauf sie gehofft, gewartet ihr Leben lang, und was sie schon begraben hatte. Von den Toten stand es auf. Sie wollte ihm beide Arme entgegenbreiten. Aber im selben Augenblick wußte sie auch, daß sie es nicht durfte, daß er ganz frei entscheiden sollte.

„Ich weiß nicht, Fortunat, ich habe mich nicht mehr darum gekümmert.“

„Es ist ja ein wahnsinniges Unterfangen“, fuhr er laut in seinen Gedanken fort, „meine Stellung im Geschäft; der Schwiegervater würde uns enterben, unser Haus, — für Ellen unausdenkbar, — aber ich muß, Mutter, und ich will die unwürdigen Fesseln sprengen. Morgen rede ich mit Tante Bida. Sie muß sich erkundigen, sonst ziehe ich auch ohne feste Stelle heim, eröffne eine Anwaltspraxis, Tante Brides Haus wird mir bereit stehen, sobald ich will. Die andern stelle ich vor die Tatsache, vor die Wahl, entweder —“

„Fortunat“, beschwichtigte Frau Marga. Sie war im Innersten erschrocken. Das war ganz der Vater in der auflodernden Art, die ihn immer wieder zu knabenhaft Unreifem hingerissen hatte.

„Fortunat, du bist außer dir. Schlafen wir erst darüber.“

Die Hand, die zitternd nach der seinen griff, brachte ihn zum Bewußtsein seines rücksichtslosen Ausbruchs vor der Kranken.

„Verzeih, Mutter! Ich entsetzlicher Bub bin ein schöner Krankenwärter. Verzeih! Aber, Mutter, du mußt mir helfen, und du wirst es auch.“

Jetzt lag Frau Menga wieder wach in der stillen Nacht und hörte das Rauschen des Rheins, aber drüben war es atemlos still. Ihr Sohn schlief nicht. Mochte er sich finden, sich selber und — „Hilf ihm, Gott! sich so zu finden, daß sein Leben ganz bleibt, seins und Ellens.“

Frau Menga hatte ihren Sohn wieder, so ganz gehörte er ihr wie noch nie. Aber — sie preßte die Hände

aufs Herz — so durfte sie ihn nicht behalten. Das Erschrecken zitterte in ihr fort. Sie rang nach Klarheit, zitterte und betete, bis sie wußte, daß sie ihm helfen mußte, nicht etwas zu zerreißen, das nie mehr zu knüpfen war. Sie suchte und fragte, und plötzlich sprang aus dem Rauschen des Rheins der Traum ihr wieder vor die Seele, aus dem sie stöhnend aufgeschreckt war.

Jetzt war ihr alles klar. Sie mußte ihres Buben Hand loslassen und ihn hingeben, ihn selber hinüberführen zu Ellen, die nach ihm die Arme ausstreckte. Die Tränen schossen ihr aus den Augen, aber ihr Zittern verebbte, und langsam strömte eine große Ruhe über sie und erfüllte sie bis ins Innerste.

Seine Hand loslassen und ihn hingeben — sie wollte es und konnte es. Mit diesem Gedanken schlief sie ein.

*

Unterdessen war Fortunat dem Sturm, der in seinem Innern tobte, hilflos preisgegeben. Seit seinem Lauf den Berg hinauf, schon seit der Nachricht von der Erkrankung der Mutter war eine Dede nach der andern eingestürzt, die sich seit seinen Knabenjahren über die Liebe zur Mutter gelegt hatte. Jetzt war die letzte gefallen, und er sank mit hinunter in ungelebte Tiefen.

Er war allein mit der Mutter, ganz allein wie damals auf ihrer Wanderung, auf die sie vorhin zusammen den Blick zurückgewandt.

Damals hatte sich ihm aus der flüchtigen Bemerkung des Sennen von drohendem Wettersturz und Schneefall der Wunsch geformt, in der einsamen Hütte mit der Mutter eingeschneit zu werden, sie sorgend zu umhegen, mit Lebensgefahr Holz zu holen, um die Hütte für sie zu erwärmen. Lächelnd erinnerte er sich, wie er nachts sehnsüchtig ans Fenster geschlichen, enttäuscht von den abziehenden Wolken, den aufflimmernden Sternen. Die ganze Hütte hatte er ausgespäht nach Erfindermöglichkeiten.

Später war ihm der lautlos, rastlos fallende Schnee, der ihn mit der Mutter in die Bergeinsamkeit wie mit Zaubersäden einspann, zum Wachtraum geworden. Sein Heimweh im Konvikt hatte er jeden Abend damit eingewiegt, in Schöpferfreude hatte er daran gewoben. Bis er sich des kindischen Sinnens schämte, sich den Wunsch verlagte und ihn tief hinabdrängte.

Ein unnatürlich steifer Bub war er seither geworden, der dem Kuß der Mutter scheu auswich, der sich zuletzt ganz vor ihr in sich verschloß, während das andere alles — er spürte es erst heute — in ihm geschlummert hatte und jetzt in jähem Schreck aufwachte, unbekümmert, unwissend um alles, was seither mit ihm geschehen war.

Er schlich an der Mutter Türe und lauschte hinüber, ob sie ihm nicht rief? Da hörte er ihre leisen Atemzüge aus ruhigem Schlaf. Wie konnte sie jetzt schlafen, wo er sie brauchte wie nie zuvor in seinem Leben?

Einen Augenblick lang meinte er, er müßte sie weden, sie hineinrufen in seine Not: „Mutter, hilf mir!“ Dann schämte er sich und erschraf über seine kindische Absicht.

Wie er es als Knabe getan, wühlte er sich in die Rissen. Der Rhein rauschte hinein in sein Sinnen. Das war er selber gewesen damals, wahr und offen, der unter



Pieter Bruegel: Der Kampf der Fastenzeit mit dem Karneval. Im Vordergrund der Fasching auf einer Tonne sitzend, mit Töpfen als Steigbügel, einen Bratenspiess als Lanze und einer Pastete als Helmzier. Im Gefolge Musikanten! Rommelpotspieler, Virtuosen auf Becher und Rost; eine weibliche Maske: in der einen Hand ein Weinglas, in der anderen einen Leuchter und einen Tisch mit aufgedeckten Semmeln und Honigscheiben (Faschingsspezialität). — Die Fastenzeit als mageres, elendes Weib im Nonnengewand auf einem Betstuhl, der auf einem von Mönch und Nonne gezogenen Rollwagen steht. Auf diesem Muscheln, Brot und Brezeln. Ihre Lanze: Eine Brotschaufel mit zwei Heringen darauf. Ihre Begleitung sind Kinder mit Brezeln und Fischen in den Händen. Vor dem Wirtshaus werden Fastnachtsspiele aufgeführt. Vorn die Hochzeit des Mopsus und der Nisa und hinten links das bekannte Spiel „Ursus und Valentin“. Bei beiden sammelt ein Junge Geld ein. Beide Spiele sind getreue Wiedergaben der damaligen Aufführungsart von Fastnachtsspielen.

dem Schatten einer Unwahrheit zwischen sich und der Mutter gelitten. Er selber als Führer seiner Dorfbuben bei kühnen Streifzügen, als Retter der kleinen Greitla, die sich mit dem Geißlein verfliegen hatte. Wider seine Natur war die kühle Gemessenheit, auch Ellen gegenüber, die berechnende lügnerische Gewandtheit, die so unwürdig abhängig machte. (Fortsetzung folgt.)

Am Hofe S. M. des Prinzen Karneval. Von Dr. Leo Kozzella.

Redouten und Maskeraden. — Psychologie der Maske. — Ihre Metamorphose. — Venezianischer Karneval. — Maskenbälle in der Pariser Oper.

Der Trieb zum Sichverkleiden und Maskieren, zur Verwandlung seines eigentlichen Wesens, steckt tief in der Natur des Menschen. Im Grunde genommen handelt es sich um das Streben, aus sich selbst herauszugehen, aus dem begrenzten Kreise seiner eigenen Individualität herauszugelangen, geheime Instinkte, Kräfte und Regungen, die tief auf dem Grunde der Seele schlummern, sprechen zu lassen, denen die eigentlichen Voraussetzungen und Gelegenheiten keine Möglichkeit der Verwirklichung und des Sichauslebens geben. Dieser Instinkt zeigt sich bereits beim Kinde, und wir sehen ihn nicht minder stark bei primitiven Völkern. Bei vielen Stämmen, die auf einer primitiven Kulturstufe stehen, sind Masken aus Holz, Rinde oder Ge-

fieder bekannt, die Tierköpfe oder phantastische Antlitz von Ungeheuren imitieren. Es sind Masken für die Zwecke des religiösen Kults oder des Krieges, um den Kriegern die Möglichkeit zu geben, Grauen und Angst in die Reihen der Feinde zu tragen. Weiterhin kann man Maskierung, auch die Sitte der Bemalung und Tätowierung des ganzen Körpers, zum Zwecke des Hervorrufens eines bestimmt umrissenen Eindrucks nennen, ganz gleich, ob es sich da um pseudo-ästhetische, Liebes- oder Kriegseindrücke handelt.

Theatermasken kannten auch die alten Griechen und zwar mit bestimmten, feststehenden Typen, die gewisse seelische Zustände, tragische und komische, zum Ausdruck brachten und mit einem Gerät zur Steigerung der Stimme des Schauspielers wie auch mit den Kothurnen in Verbindung standen, welche die Helden der Tragödie über das Niveau gewöhnlicher Sterblicher hoben. In den blutigen und raffinierten Zeiten der italienischen Renaissance spielte die Maske eine bedeutende Rolle. Ihrer bedienten sich die schönen Damen bei ihren Liebesabenteuern und die Stürren bei ihrem mehdelmörderischen Werk. Liebe und Rache benutzten gleichzeitig parfümierte oder vergiftete Masken. Die Maske bedeckte das Antlitz

von infognito bleiben wollenden Leuten oder von Staatsgefangenen, für die sie eine Grundvoraussetzung war, weil sie ihnen gestattete, am Leben zu bleiben. Erinnert sei an den unter dem Namen „Die eiserne Maske“ bekannten geheimnisvollen, französischen Staatsgefangenen.

Das eigentliche Jahrhundert der Maske aber war das 18., wo sie geradezu das unzertrennliche Requisit gesellschaftlichen Lebens bildete. Die Maskenbälle an dem Hofe des Königs und denen des Adels entwickelten einen nicht mehr zu überbietenden Prunk und Glanz und wurden zu einer großen Revue der Galanterie und gleichzeitig zu einem Gebiet verwickelter diplomatischer und liebester Inztrigen. Am originellsten aber und die ganze Skala der Möglichkeiten durchlaufend, war der Karneval in Venedig. Statt in dumpfen Sälen raste er unter freiem Himmel und vereinigte alle Sphären und Klassen der Bevölkerung und der unzähligen Fremden.

In dem wundervollsten Salon Europas, dem Markusplatz, mit seiner in byzantinisch-gotischem Stil erbauten Kirche gleichen Namens, mit dem wundervollen Campanile und dem vergoldeten Ca Doro mit seiner Spitzenstruktur — in diesem Salon wogte eine internationale Menge. Es drängten sich die großen Kurtisanen, Monsignore, Würdenträger, Fremde, Türken, Engländer, Dalmatiner und Negger, Tänzerinnen und Scharlatane aller Art traten auf, Riesen, Magier, Zwerge, Wunder-Dentisten im Kostüm der Zauber-künstler.

Jahrmarktsbuden, in denen Seiltänzer, wilde Tiere oder dressierte Hunde gezeigt wurden, Wandtheater und kleine Opern, die auf rasch improvisierten, kleinen Bretterbühnen aufgeführt wurden, die beliebten „Raggenmusik“, symbolische und kostümierte Umzüge, alles dies gab vieler-